



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 43, 05.10

RE-VISIONEN VON LEBEN

Die Heldin von *Wenn du wiederkommst*, des neuen Romans von **Anna Mitgutsch**, entwirft im Jahr der Trauer um ihren geschiedenen Mann, zu dem die Verbindung bis zuletzt nicht abgerissen war, noch einmal das Bild der Hoffnungen, die den Anfang ihrer Beziehung bestimmt und diese über alle Widersprüche, Konflikte und Trennungen hinweg belebt hatten.

Die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin **Hazel Rosenstrauch** rekonstruiert in ihrer Doppelbiographie des Gelehrten und Staatsmannes Wilhelm von Humboldt und seiner Frau Caroline von Dacheröden eine gleichsam offene wie treue Beziehung einer 40jährigen Ehe vor gut 200 Jahren, die als Modell zweier Menschen, die ihr Freiheitsstreben und ihre Sehnsucht nach Bindung genauso zu vereinbaren verstanden wie die Ausrichtung ihrer geistigen Interessen und materiellen Notwendigkeiten, auch heute noch beispielgebend wirken kann. Der junge österreichische Schriftsteller **Richard Obermayr** besticht auch in seinem zweiten Roman *Das Fenster* mit einer bis ins kleinste Beschreibungsdetail genauen Sprachkunst, die in ihrer Bildkraft die Fülle der Eindrücke aus der Vergangenheit und Gegenwart, die auf den Erzähler einströmen, wiedergibt. Oftmals verharrt der Augenblick, die abgefeuerte Kugel steht in der Luft, um den Reichtum des inneren und äußeren Geschehens nicht zu löschen, indem sie ihr Ziel erreicht.

Der Dichter **Markus Köhle** setzt seine Gedichtkommentare auf seiner Seite **poeSieben** fort und stellt dabei Martin Fritz vor, der Anfang Mai erstmals in der Alten Schmiede liest.

20.5., 20 Uhr, Alte Schmiede: **Hazel Rosenstrauch** liest aus ihrem Buch *Wahlverwandt und ebenbürtig* und spricht mit Alexandra Millner

Foto: Jung und Jung Verlag – Martin Purkhart



Alexandra Millner

Bill und Li – die Geschichte einer vernunftbegabten Liebe

Zu Hazel Rosenstrauch: *Wahlverwandt und ebenbürtig. Caroline und Wilhelm von Humboldt*

»Was aber die Welt betrifft, so habe ich, statt mich von ihr zu trennen, immer soviel als möglich von ihr zu kennen und sehen gesucht, und nur mitten in ihr fremd werden wollen.«

Als Wilhelm Humboldt im Jahre 1816 diese Worte in dem »Bruchstück einer Selbstbiographie« niederschreibt, hat er bereits zwei Jahrzehnte unentwegter Reisen und Auslandsaufenthalte und eineinhalb Jahrzehnte im preußischen Staatsdienst hinter sich. Und doch – so erfährt man von der aus Wien stammenden und in Berlin wirkenden Kulturwissenschaftlerin Hazel Rosenstrauch in ihrer Doppelbiografie über Caroline und Wilhelm von Humboldt – sah sich Wilhelm Zeit seines Lebens eher als Gelehrter denn als Staatsmann. Sein leidenschaftliches Interesse galt den Sprachen, die nicht exotisch genug sein konnten. Für sein sprachwissenschaftliches Interesse nahm er eine zweimonatige Reise durch das Baskenland ebenso auf sich wie das langwierige Studium schwieriger Fremdsprachen von Sanskrit bis Gälisch, von Tonganisch bis Koptisch. In seinem Forscherdrang, der keine Mühen und Entfernungen scheute, glich er zweifellos dem im Zuge seiner naturwissenschaftlichen Feldforschungen weitgereisten Bruder Alexander. Freilich war Wilhelm der weit weniger konsequente und produktive Wissenschaftler, brachte er doch nur einen Bruchteil seiner zahlreichen Ideen in schriftliche Form, und auch dieser blieb zum Großteil fragmentarisch. Selbst im Staatsdienst, der ihn als diplomatischen Gesandten unter anderem zum Wiener Kongress und nach London brachte, blieb er ein Intellektueller, ein Geistesmensch, der seinen Idealen von Freiheit und Emanzipation eindeutig den Vorrang vor diplomatischen und pragmatischen politischen Lösungen gab. Das machte ihn zu einem unangenehmen Verhandlungspartner und wohl auch zu einem – abgesehen von seiner Bildungsreform – nur mäßig erfolgreichen Politiker. Als er in der Restaurationsphase, nach Abschluss der Neuordnung Europas durch den Wiener Kongress, die Verwirklichung liberaler Reformen in Preußen verloren geben musste, provozierte er durch seine politische Hartnäckigkeit die Enthebung aus allen offiziellen Ämtern und wies das Angebot weiterer Staatsbezüge großzügig zurück. Mit der materiellen Unabhängigkeit, die ihm am Ende seines Lebens durch eine Erbschaft und eine staatliche Schenkung ermöglicht wurde, hatte seine innere Freiheit endlich auch die entsprechende äußere Form gefunden. Das war nicht immer so gewesen, denn seiner aus wohlhabendem althüringischem Adel stammenden Frau Caroline von Dacheröden und ihrem Vater, einem Politiker, hatte er als Junger nur durch eine Stellung in Staatsdiensten genügen zu können geglaubt.

Dass all diese Zwischen- und Halbtöne zur voll klingenden Melodie eines erfüllten und vielseitigen Lebens vernehmbar werden, verdanken wir Rosenstrauchs dekonstruktivistischer Erzählung vom Leben eines Paares, das seiner Zeit in vielerlei Hinsicht weit voraus war. Für ihre Relektüre der Lebensdaten hat sich die Biografin die neueste Quellen- und Forschungslage zu nutze gemacht. Einen kleinen Einblick in die hohe Qualität dieser Quellen gewährt sie durch den Abdruck der eingangs zitierten Selbstbiographie, die der breiten Öffentlichkeit bisher vorent-

halten wurde, und durch eine aufschlussreiche Auswahl an Briefen, die auf den gesamten Briefwechsel neugierig macht.

Obschon in der Doppelbiografie – wohl auch aufgrund der Quellenlage – Wilhelm öfter im Fokus steht, wird er von Rosenstrauch nie ohne Caroline gedacht. Von den 40 Jahren ihrer Ehe verbrachten die beiden insgesamt 10 Jahre getrennt und blieben einander in dieser Zeit nur durch täglichen Briefverkehr innigst verbunden. Ein Drittel ihrer Zeit brachten sie für schriftliche Kommunikation auf, tauschten Meinungen über Politisches aus und dokumentierten den eigenen Lebensablauf, verliehen ihrer Sehnsucht nach dem anderen ebenso Ausdruck wie der Sorge um die Kinderschar (drei der acht Kinder starben). Ohne diese langen Trennungsphasen wären weit weniger persönliche Details über das berühmte Paar bekannt.

Auch in der Präsentation dieses wertvollen Materials erweist sich Hazel Rosenstrauch als umsichtige und seriöse Kulturwissenschaftlerin: Immer liest sie die Selbststilisierung des Briefeschreibers Wilhelm mit und macht auf die Möglichkeit zensorischer Eingriffe durch frühere HerausgeberInnen aufmerksam; niemals lässt sie sich zur Spekulation verleiten. Ihrer Skepsis angesichts der Selbstdarstellungen Wilhelms verleiht sie Ausdruck, indem sie Wilhelms Briefe an Caroline jenen an andere Frauen gegenüberstellt: So schreibt Wilhelm Caroline 1809 aus Königsberg von der Freundschaft zur Arztgattin Johanna Motherby, die er als klug und gut, aber hässlich beschreibt und als treu ergebene, liebende Ehefrau darstellt (obwohl deren Ehe bald darauf geschieden wurde). Sein Briefwechsel mit der besagten Dame lässt jedoch eindeutig auf eine leidenschaftliche Affaire schließen. Aufgrund seiner peniblen Buchführung ist außerdem bekannt, dass Wilhelm regelmäßig Prostituierte aufsuchte. Doch auch Caroline richtete ihre Liebe auf mehr als einen Mann, so etwa auf den schlesischen Grafen Gustav von Schlabrendorff, einen brillanten Intellektuellen und Förderer der deutschen Revolutionäre in Paris. In den zitierten Briefen werden ihre außerehelichen Beziehungen von Caroline und Wilhelm mittels Anspielungen zumindest als offenes Geheimnis behandelt, wenn nicht sogar als ausgemachte Sache, da sie eine Ehe führten, die heutzutage »offene Beziehung« genannt würde.

Caroline und Wilhelm oder Li und Bill, wie sie einander zärtlich nannten, hatten einander 1786 über den »Tugendbund« im Salon von Henriette Herz in Berlin kennengelernt. Im intensiven Briefwechsel unter den Mitgliedern ging es um die Erforschung der Seele, die Analyse der eigenen Gefühlswelt, um den Austausch sinnlichen Erlebens, um Empfindsamkeit und Freiheit. Doch bald schon begann sich das Paar von der allzu schwärmerischen Ausdrucksweise des Freundeskreises zu distanzieren und fand zu einem analytischeren Stil. In postaufklärerischer Manier und ganz im Sinne ihres engen Freundes Schiller sollte es bald um die Verbindung von Gefühl und Vernunft gehen.

Immer wieder weist Rosenstrauch auf die gleichberechtigte Beziehung der beiden hin, auf die geistige und emotionale Unterstützung, die sie einander waren, und den großen Anteil Wilhelms an der Erziehung der Kinder – vor allem in den ersten zehn Jahren ihrer Ehe auf dem Dacheröder'schen Familiensitz und im dritten Jahrzehnt in Rom, wo Wil-

helm als preußischer Resident im Vatikan wenig ausgelastet war. Caroline macht in ihren Briefen den Eindruck einer selbstständigen Frau von höchster Bildung, die selbstbewusst ihre Meinung äußert. Goethe schätzte ihre Kunststudien und ließ ihre Bildbeschreibungen anonym drucken. Sie beherrschte mehrere Sprachen und arbeitete mit Wilhelm zusammen an seinem Langzeitprojekt, der Übersetzung des »Agamemnon« von Aischylos. Caroline war nicht nur selbst vielseitig künstlerisch begabt, sondern verstand es, ihren ausgeprägten Kunstsinn mit ihrem sozialen Talent zu verbinden. In ihrem Salon in der römischen Wohnung in der Via Gregoriana betätigte sie sich als »Schutzgeist deutscher Künstler« und wirkte auch später noch als Kunstmäzenin und -vermittlerin. Carolines große Begabung und Nähe zur Kunst hatte dem jungen Humboldt immerhin die langjährige enge Freundschaft zu Schiller und Goethe eingebracht. Die Zeit in Jena (1794–1797) war von allabendlichen gemeinsamen Treffen geprägt.

Carolines Denkart und indirektes Wirken über die Einflussnahme auf Wilhelm und das Schicksal vieler Künstler macht sie zu einer außergewöhnlichen Frau, auch ihre Unabhängigkeit, ihr Mut, als Frau mit fünf Kindern unter mühsamsten Umständen mehrmals quer durch Europa zu reisen, sind bewundernswert. Dennoch blieb die Rollenaufteilung des Paares bis zu einem gewissen Grad im konventionellen Rahmen: Über große Strecken war sie allein für das Familienleben zuständig, während Wilhelm seinen beruflichen Verpflichtungen nachging, und auch die Organisation des sozialen Lebens war allein ihr übertragen.

Carolines und Wilhelms Weltanschauungen wiesen viele Überschneidungen bis zur Deckungsgleichheit auf. Nach einer Bildungsreise ins revolutionäre Paris zeigte Wilhelm sich nachhaltig von den Ideen der Französischen Revolution begeistert, schreckte aber bei einem gemeinsamen Aufenthalt mit Caroline und ihren mittlerweile drei Kindern 1797 vor den Praktiken der Jakobiner zurück. Beide wandten sich in der Folge gegen Napoleon. In Paris erwachte in beiden der deutsche Patriotismus, der sich bei Caroline nicht nur stärker ausprägte, sondern auch mit anwachsendem Antisemitismus einherging. In diesem Punkt divergierten die beiden allerdings deutlich. Während sich Wilhelms Antisemitismus in den Briefen auf inkorrekte Anspielungen beschränkte und er zugleich am Wiener Kongress für die Bürgerrechte der Juden eintrat, äußerte sich Caroline seit 1812 auffällig radikal gegen Juden. Hazel Rosenstrauch erklärt ihr Verhalten mit der enttäuschten Liebe zu einem um 16 Jahre jüngeren jüdischen Mann und der Angst des zunehmend verarmten Adels vor der erstarrenden jüdischen Finanzkraft, ohne es dadurch entschuldigen zu wollen.

An dieser Stelle wird klar, wie wichtig es ist, auch intime Details der Beziehungsebene aus den diversen Quellen heranzuziehen, wenn es der Deutlichkeit der Darstellung nützt, ohne deshalb indiskret zu handeln. Die meisten Porträtisten haben bisher über normwidrige Aspekte aus beider Humboldt Leben gerne hinweggesehen, obwohl manche Handlungen und Entscheidungen im Leben des Paares durch diese Hintergrundinformationen überhaupt erst nachvollziehbar werden.

Hazel Rosenstrauch hat eine Menge interessanter Dokumente und Quellen gesammelt, ausführlich zitiert und neu gelesen und dadurch ein

verfeinertes, ein plastischeres Porträt dieses Paares verfasst, das ihrer Zeit im Denken und in ihrer Lebensgestaltung voraus war. Das Motto des Buches, ein Zitat von Wilhelm von Humboldt, versteht sie durchaus einzulösen: »Eine neue Schöpfung muß aus dem Chaos gesammelter Materialien hervorgehen.« In zwei Teilen, über die Sozialisation in der Aufklärung und das politische Wirken, erzählt sie die Geschichte von Caroline und Wilhelm. Nur in groben Zügen folgt sie dabei der Chronologie der Ereignisse, umreißt vielmehr ihr Leben aus unterschiedlichen thematischen Perspektiven immer wieder aufs Neue, was zwar die eine oder andere Wiederholung zur Folge hat, doch auch die Dichte des Beziehungsnetzes und die Komplexität der Persönlichkeiten auszudrücken vermag. Um der Leserschaft dennoch eine Orientierung im historischen Geflecht zu gewährleisten, wurde die zweite Auflage des Buches durch eine Zeittafel ergänzt.

Als Wilhelm von Humboldt die eingangs zitierten Worte niederschrieb, stand er am Ende seiner politischen Karriere, 1819 wurde er demissioniert und zog sich gemeinsam mit Caroline in ein beschauliches Dasein als Privatgelehrter zurück. Damit schließt er an seine Lebensweise als junger Familienvater an, widmet sich seinen sprachwissenschaftlichen Studien, dem Austausch und dem abendlichen Sozialleben mit seiner Frau und unternimmt nur noch Reisen in familiären Angelegenheiten. Nach Carolines Tod 1829 verfasst er täglich ein Sonett für sie und verbringt in tiefer Trauer einige Zeit an ihrem Grab.

Wilhelms innere Zerrissenheit zwischen Gefühl und Vernunft, zwischen Geistesarbeit und politischem Wirken, zwischen der Wärme eines fürsorglichen Familienmenschen und der kalten Einsamkeit am Verhandlungstisch spielte im Alter wohl kaum noch eine bedeutende Rolle. Doch wie die Biografin zeigt, hatte diese Zerrissenheit sein gesamtes Leben und Streben geprägt. Sie ist, ergänzt durch Carolines Spiegelbild, ein Sinnbild für eine im Umbruch befindliche Zeit, in der neue politische Ideen auf alte Praxen prallen, in der Revolution und Emanzipation durch Restauration nur schlecht unterdrückt werden, nur um sich ein Jahrhundert später um so heftiger zu entladen.

Hazel Rosenstrauch: *Wahlverwandt und ebenbürtig. Caroline und Wilhelm von Humboldt*. Frankfurt am Main: Eichborn Verlag 2009 (Die andere Bibliothek)

Hazel Rosenstrauch, in London als Tochter österreichischer Emigranten geboren, ist in Wien aufgewachsen. Sie studierte in Berlin und Tübingen, promovierte mit einer kulturgeschichtlichen Arbeit über das Buchwesen im 18. Jahrhundert. Sie arbeitet als Wissenschaftlerin, Journalistin und Redakteurin und hat sich mit Preußen schon bei der Ausstellung »Preußen – Versuch einer Bilanz« auseinandergesetzt. Sie hat an der Freien und an der Humboldt-Universität Berlin, in Wien und in Tübingen unterrichtet, Essays, Literaturkritiken und Bücher veröffentlicht. Hazel Rosenstrauch lebt in Berlin.



Foto: Monika Wulff

Alexandra Millner, geb. 1968, Studium der Germanistik und Anglistik an der Universität Wien, war Universitätslektorin in Rom, Kuratorin von »Literatur im März«, lebt als Kulturwissenschaftlerin, Literaturwissenschaftlerin und -kritikerin in Wien, Lehrbeauftragte an der Universität Wien, wissenschaftliche Mitarbeiterin bei kulturwissenschaftlichen Forschungsprojekten über die Habsburgermonarchie.





Paul Jandl

Ein Schuss ins Helle. Richard Obermayrs virtuoser Roman

Das Fenster

Einleitung zu Richard Obermayrs Lesung aus *Das Fenster* am 25.3.2010 in der Alten Schmiede

Wer ein Buch über die Zeit schreibt, hat beste Gründe, sich damit Zeit zu lassen. Oder zweitbeste. Zwölf Jahre sind vergangen, seit Richard Obermayr seinen grossen Roman »Der gefälschte Himmel« veröffentlicht hat. Das ist unter den Auspizien des Literaturbetriebs eine tödliche Ewigkeit, in der man sich den Autor auch schon einmal verzweifelt vorstellen kann. Dass »jeder Anfang sich aufteilt in so viele Möglichkeiten und Enden«, steht im Début-Roman Richard Obermayrs. Seither muss sich sein überaus erfolgreicher literarischer Anfang in so viele Möglichkeiten des Schreibens aufgeteilt haben, dass ihrer kaum Herr zu werden war. »Das Fenster« heisst der endlich fertige, neue Roman Obermayrs. Mit herkömmlichen Ansprüchen an Literatur ist er nicht zu fassen. Es gibt in diesem Buch keine lineare Handlung, neben einer aus Mutter, Vater und Kind bestehenden Familie finden sich viele Figuren, die auftauchen und spurlos wieder verschwinden. Auch die Geografie ist höchst flüchtig. Mal findet man sich vor einem Schloss bei Paris, mal in einem Wäldchen bei Attnang-Puchheim. »Das Fenster« ist ein Roman aus einzelnen Bildern, ausfransend in alle Himmelsrichtungen der Orte und Zeiten. Verloren ist das Paradies, wo man mit der Gegenwart eins war. Ein Schuss fällt. Ist es der Selbstmord der Mutter? Die Ermordung eines Gefangenen gegen Ende des Krieges? Mit grosser sprachlicher Fülle erzählt Richard Obermayr von einer Leere, die die Welt in ihrem Innersten zusammenhält.

Man muss an die Verbindung von Poesie und Physik glauben, um für Bücher wie dieses nicht verloren zu sein. Den Flug einer mit der Pistole abgefeuerten Kugel hat der Physiker Ernst Mach im Jahr 1893 auf Fotografien festgehalten. Wie ein Boot, das kleine Wellen vor sich herreibt, wirkt das Geschoss auf den Bildern. Eine paradoxe poetische Ruhe liegt in diesem wissenschaftlichen Arrangement, eine Ruhe, die stark an Richard Obermayrs Roman erinnert. Man weiss, dass die Pistolenkugel den Lauf verlassen hat, als einzig fester Punkt steht sie gewissermassen im Text. An ihr bricht sich die Gegenwart, brechen sich die Erinnerungen. Sie werden geteilt und wieder neu zusammengefügt. Was ist heute, was war gestern? Und wer ist das Ich, das trotz allem versucht, die Dinge beisammen zu halten? Konstitutiv und autobiographisch sind die oberösterreichischen Landschaften des Hausruckviertels. Wenn der Zirkus durch die Dörfer zieht und die Akrobaten an ihren Nummern feilen, dann macht Obermayr daraus virtuose Allegorien auf den geglühten Augenblick. Die Zeit zerdehnt sich an melancholischen Spätsommertagen, wenn die Hände der als Klavierlehrerin arbeitenden Mutter über den Flügel gleiten. Immer wieder dreht sich die Frau zum Erzähler hin, eine Verzweiflung im Blick, die alles zu verwünschen und zum Stillstand zu bringen scheint. Auch der Vater ist von einer seltsamen Melancholie befallen. Schweigsam starrt er bei der Jagd in die Dämmerung hinaus oder geht mit langsamen Bewegungen der Imkerei nach. Das Erleben beschreibt Richard Obermayr in grosser Künstlichkeit. Dass das

kein Widerspruch ist, sondern weit erhellender als alles, was die wirklichkeitshubernde Literatur von Obermayrs Generationsgenossen sonst so zuwege bringt, zeigt der Roman auf jeder seiner 267 Seiten. Obermayr besteht darauf, die Zeit an ihrem Kulminationspunkt zu erwischen, an der Schnittstelle zwischen der schon vergangenen und der gerade anbrechenden Zeit. Der Roman hält das Geschehen an oder setzt es in Gang. Minutiös werden bewegte Szenen wie etwa ein Stierkampf beschrieben und damit eingefroren. Das Schlachtengetümmel auf einem Gemälde das Flamen Pieter Snayers wird plötzlich lebendig. Der Kampf geht doch noch verloren.

In der Wiederholung fallen Stillstand und Bewegung in eins. Deshalb beschwört Richard Obermayrs Buch auch einen Furor der Wiederholung. Bilder kehren wieder wie die auf der Rennbahn ihre Runden ziehenden Pferde. Da ist der Stierkampf, das Duell, eine Allee vor einem Pariser Schloss. Immer wieder steht zu Hause die Mutter am Fenster, setzt der Vater seinen Imkerhut auf. In stets neuen Arrangements fügen sich die Ereignisse zusammen. Doch wann passen sie ineinander? Wann lässt sich tatsächlich eine Geschichte zu Ende erzählen? Es gibt in diesem Buch Augenblicke eines fragilen Glücks: »Ich war mir plötzlich sicher, dass eine vollkommene Kenntnis der Dinge möglich wäre, nicht nur wie sie scheinen und sind, sondern auch wie sie wirken müssen, um ihrer

vollen, noch nicht entfaltenen Wirklichkeit zu entsprechen. Man müsste nur lange genug warten können und ausharren, bis sich der atemlose Irrsinn der Gegenwart beruhigt hat.« Im »atemlosen Irrsinn der Gegenwart« changiert das Geschehen, entsteht eine Physik der Zeit: Ein beim Schlittschuhlaufen vor vielen Jahren aufs Eis gesetzter Bogen läuft bis in die Gegenwart hinein und verknüpft sich mit der Bewegung einer am Boden des

Schnittstelle zwischen der schon vergangenen und der gerade anbrechenden Zeit

Kaffeehauses ausrollenden Münze. Voller Wandlungen ist dieser Roman, sie betreffen nicht zuletzt auch das erzählende Ich: »Ich wurde ein anderer. Ich spürte, wie er in mich einsickerte. Er tauschte mich langsam gegen einen anderen aus. Jener, der ich werden würde, wartete bereits auf mich. Ich fühlte ihn heranwachsen, mich unterwandern, und doch war er mir noch völlig unbekannt. Unweigerlich würde ich mich in ihn verwandeln. Es liess sich nicht mehr vermeiden.« An anderer Stelle heisst es: »Diesmal war ich gelungen. Mein Leben war ganz durch die Erinnerung an mein Leben ersetzt«. Die Handlung ist einem gewaltigen und auch ermattenden Assoziationsstrom überlassen.

Wenn im Buch vom »Paradies der Müdigkeit« die Rede ist, dann wohl nicht ohne Grund. Seine Unschärfen bringen den Leser in somnambule Zustände. »Im Traum«, heisst es bei Heinrich von Kleist, »ist man alles selber: der Träumer und alles Geträumte – Personen, Dinge, Umgebung, Vorgänge«. Bei Richard Obermayr sind es ähnliche Prozesse, die die Grenzen zwischen Subjekt und Objekt aufheben. Wie im Märchen fühlt man sich mitunter, wenn in präziös gemalten Tableaus die Zeit still steht. Oder ist das alles eine Augentäuschung, »wie jene *mouches volantes*,



die unscharf vor dem Auge erscheinen und sofort weghuschen, wenn man sie mit dem Blick zu fixieren versucht: halbe Ahnungen, die sich zu Mustern ordnen, die im Augenblick scheinbaren Erkennens schon wieder in Auflösung begriffen sind«?

In Richard Obermayrs erstem Roman »Der gefälschte Himmel« steht der selbstbewusste Satz: »Ich war der Herr der Erde, König des Meeres und des Gartens, aus dem es keine Vertreibung gab.« Aus seinem Paradies wird der Erzähler dann wohl doch vertrieben, und man liegt nicht ganz falsch, wenn man ihn auch noch durch den neuen Roman irren sieht. Im Grunde setzt die Poetologie von Obermayrs neuem Buch dort fort, wo das letzte endete. Dort heisst es in aller Hoffnung: »An einem einzigen erlösten Tag werde ich leben mit all seinen Gestern und all seinen Morgen. Seine Stunden werden nicht vergehen, sondern über alle Grenzen von Tag und Nacht hinweg in verschiedene Richtungen führen.« Noch allerdings ist Richard Obermayrs Erzähler unerlöst. Die Zeit macht mit ihm, was sie will und die Erinnerung sowieso. Ein Herr der Dinge? Mitnichten. Höchstens mit den Mitteln der Literatur. »Was, wenn die Vergangenheit sich jeden Augenblick merkt und sich hinter uns ein zweites Leben ansammelt, in einer Welt, in der nichts verloren

geht, in der kein Gras, durch das der Wind fährt, aufhört zu zittern?«, heisst es in »Das Fenster«.

Kann man Schlimmeres über die Gegenwartsliteratur sagen, als dass viele ihrer Bücher nicht einmal mehr ein Exempel auf die Möglichkeiten des Schreibens sind? Bei Richard Obermayr gibt es einen emphatischen Glauben an die Literatur. Es ist der Glaube daran, dass die Wörter, die die Dinge benennen, auch deren Vergangenheit speichern. Dass das Wort Gras, vom wirklichen Wind berührt, noch nachzittert, dass der abgefeuerte Schuss noch nach Jahren denjenigen trifft, der von ihm liest.

Richard Obermayr, geb. 1970 in Kied im Innkreis/OÖ. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften. Lebt in Wien. – Romandebüt: *Der gefälschte Himmel* (1998).



Paul Jandl, geb. 1962 in Wien, studierte Germanistik und Philosophie. Seit Ende der achtziger Jahre arbeitet er als freier Kritiker und Kulturjournalist bei österreichischen und deutschen Printmedien und für den Rundfunk. Von 1998 bis 2009 österreichischer Kulturkorrespondent der Neuen Zürcher Zeitung. Gastprofessur als Max Kade Critic in Residence an der Washington University St. Louis 2008. Seit 2010 Feuilletonkorrespondent und Kritiker der deutschen Tageszeitung »Die Welt«.



Günther Höfler

Nachgeschriebene Liebe

Einleitung zu Anna Mitgutschs Lesung aus *Wenn du wiederkommst* am 10.3.2010 in der Alten Schmiede

»Vielleicht sollten wir doch wieder heiraten? Beim nächsten Mal, dann wollen wir auch wieder miteinander schlafen«, versichert Jerome seiner Ex-Frau beim Abschied, bevor sie, wie so oft seit ihrer Scheidung, nach Hause zurückfliegt. Die Hoffnung, dass ihre Wege wieder zusammenfinden, hat alle ihre Begegnungen seit der Trennung begleitet, nun scheint eine Erfüllung in Aussicht. Dazu jedoch kommt es nicht, denn einige Tage später erhält sie die Nachricht über seinen Tod. »Wenn du wiederkommst« handelt von der unmittelbarsten Konfrontation menschlicher Elementarerfahrungen: Eros und Thanatos. Im Spannungsfeld zwischen den Polen der verbindenden Liebe und dem alles trennenden Tod entwickelt sich im Rückblick die unvergessliche Geschichte einer Ehe, die ebenso glücklich wie problematisch war und die von starken, eigenwilligen Charakteren eben nur so gelebt werden konnte. Vornehmlich indes erzählt der Roman gefühlsanatomisch genau die schier vergeblische Mühe einer Frau, die unbegreifliche Gegebenheit des Sterbens verstehen zu wollen. Sie begibt sich »auf den langen Weg in die Nachbarschaft des Todes«, es ist ein Hinuntersteigen in den Schreckensgrund, das in diesem Buch mehrere Stufen umfasst, den Abschnitten des jüdischen Trauerjahres entsprechend, und es sind Stufen der Nähe zu ihrem Lebensmenschen Jerome. Denn die Wellen des Schmerzes sind begleitet

von solchen der Erinnerung und der nachgetragenen Liebe. Das Prisma des Todes leitet fortan die Sicht auf die Gegenwart, die einer Verfinsternung anheimfällt, die allmählich nur durch das Licht des Erinnerns durchbrochen wird. Am Anfang steht ein emotionales Vakuum, ein unendliches Alleinsein in einer Schmerzstarre, ein ungläubiges Hadern mit dem Tod, der einen unüberwindbaren Abgrund darstellt, einen Riss im Zeitverhältnis, vor dem Sprache und Phantasie zu versagen drohen. Die Semantik der Welt der Lebenden büßt vor diesem absoluten Wahrheitskriterium ihre Tragfähigkeit ein: »Vor dem Tod verlieren die Wörter ihren Sinn.« Das vordem gemeinsame Haus, metonymisch als ganzer Daseinsraum zu verstehen, zeigt sich nunmehr als »ein Ort in seiner entseelten Nacktheit«. Die Hadesfahrt gewährt Einblick in das, was der Tod macht mit denen, die am Leben bleiben, sie führt nicht nur in eine existentielle Wüste, sie gerät auch zu einer Begegnung mit den eigenen Dämonen. Zu all den Prüfungen, mit denen das Ich nahezu hiobisch rechnet, kommt noch ein Ringen mit dem Schuldgefühl, mit der abergläubischen Vorstellung, dass sie Jerome hätte helfen, wenn nicht gar retten können: »Ich habe ihn mit seiner Angst allein gelassen, sage ich leise.« Anna Mitgutsch erneuert mit diesem Roman für unser heutiges Verständnis auf ganz intime Weise eine sehr ursprünglich-menschliche



Fortsetzung von Seite 5



Foto: Luchterhand Literaturverlag – Peter von Felbert

Form der Dichtung, nämlich die Totenklage, ein vormals ritualisierter Gesang, der den Fortgang eines geliebten Menschen begleitet. Der Erzählfluss dieses Buches nimmt bedachtsam auch die traditionelle Doppelbewegung dieser Gattung auf: nachdem der erste unbändige Schmerz zum Ausdruck gelangt ist, hebt gewöhnlich der gefasstere Klagesang an, der die Vorzüge des Toten ins Gedächtnis ruft. Dass eine moderne Elegie natürlich nicht nur die angenehmen Ereignisse und Wesenszüge abruf, sondern auch viel Irritierendes und Verletzendes, ist ein Gebot der

Glaubwürdigkeit, das dieser Roman auf einnehmend ehrliche Weise, mit nahezu schonungsloser Wahrhaftigkeit erfüllt. Doch vermag die Einsicht in die Unwiederbringlichkeit und vielleicht auch das zuletzt gegebene Versprechen manch zuvor Trennendes in geklärteter Betrachtung erscheinen lassen. »Unsere Ehe glich einem dieser Kippbilder, wild, haßerfüllt mitunter, aber unter einem leicht veränderten Neigungswinkel unvermittelt voll Eintracht und Zärtlichkeit.« Wo anfangs noch der heftige Wunsch einer Art magischen Vergewärtigung Jeromes überwiegt, dessen Rückkehr das Ich am Abend erwartet und mit dem es verzweifelt Zwiesprache zu halten sucht, geht das Erzählen nach der Schiwa, der Trauerwoche, mehr und mehr über in einen bewegten Erinnerungsrhythmus, der eine einzigartige Liebes- und Ehegeschichte aufrollt, die von zu hohen Ansprüchen geprägt war. Erzählt wird, wie die beiden auf der Suche nach ihrer eigenen Bestimmung einander innigst befürwortet haben, aber auch auf tiefste verletzt, nämlich dann, wenn sie mit »Gier und Verzweiflung« anderen Glücksversprechen folgten. »Er nahm es mir immer ein wenig übel, daß ich etwas brauchte, das ganz allein mir gehörte«, erkennt die Frau im Nachtrag. Sie wiederum kämpfte erbittert mit seiner Art Freiheitsbedürfnis, nämlich seiner wiederholten Untreue. Es gibt wohl nur wenige Paare in der Weltliteratur, bei denen die – letztlich verbindende – Kluft zwischen störrischem Autonomiewillen und intensivem Zusammengehörigkeitsgefühl so empfindlich genau ausgelotet worden ist wie hier. »Ich sehe einen Mann und eine Frau, die gegeneinander wüteten, weil das Gemeinsame und das, was sie für sich retten wollten, in einem erbitterten Streit lagen.« Aber für beide war auch stets einsichtig: »Ein Leben ohne den anderen wäre unvollständig und auch unvorstellbar.« Wie sehr das zutrifft, und wie kostbar dieses Zusammengehören war, darf der Leser aus nächster Nähe erfahren, wenn er beigezogen wird, erinnernden Gedankenverläufen zu folgen und er dabei anrührende Illustrationen dieses Verhältnisses erhält: »Bücher waren zugleich Kampfzonen und Beweismaterial für die Verwandtschaft unserer Seelen, und wir wußten immer, in welchem Regal wir suchen mußten, um einander mit Zitaten zu widerlegen.«

Nach und nach also steigen in den Gedanken der Frau auch alle Kränkungen aus über dreißig Jahren wieder hoch, aber im Grunde sind ihr alle Erinnerungen wertvoll, weil allein sie verständlich machen, was sie beide zu genau diesem Paar gemacht hat, das letztlich auch über die

Scheidung hinaus unzertrennlich geworden ist. »Ist es so schwer zu verstehen, daß ich für eine Weile weggehen mußte, damit wir zusammenbleiben konnten?«, schleudert sie in ihrem inneren Monolog Freunden und Verwandten entgegen, die unverständig für dieses Verhältnis bleiben und die Jerome nach dessen Tod für sich zu vereinnahmen suchen. »Wir waren Mann und Frau nach unserer eigenen Definition«, das ist, in seiner Schlichtheit vielleicht das Wertvollste, das sich über eine Beziehung sagen lässt.

Den poetischen Kern des Romans bildet ein antiker Mythos, den Anna Mitgutsch in eine berührende neue Form bringt, eine Geschichte, in der die Sehnsucht der Ich-Erzählerin verdichtet ist. »Ich will Jerome mit der gesammelten Kraft meines Denkens daran hindern, ins Ungreifbare zu versinken.« »Wenn du wiederkommst« ist eine ganz gegenwärtige Orpheus-Geschichte, »Orpheus« sucht in der Unterwelt nach ihrem »Eurydikes«, und sie sucht nach Worten, die Zeit und Tod überwinden, denn Jerome ist nicht tot, solange die Worte dauern und ihr Nachhall. Es ist fabelhaft, mit welcher Intensität die Autorin diesen Mythos mit neuer

Bedeutung belebt und uns so das Skandalon des Todes in seiner ganzen Erfahrungswucht nahebringt. Denn dieser ist ihr eigentlicher »Widersacher«, weil er »sein Opfer nicht hergibt«, aber – mit Christoph Willibald Gluck gesprochen – »ihr sanftes Trauerlied, ihr banger Klaggesang« sind darauf gerichtet, den Tod zur Umkehr zu bewegen. Und das ist ergreifend, weil wohl nichts menschlicher ist als dieser Wunsch. »Wie folgt man einem geliebten Menschen in den Tod, ohne das Leben zu verlieren?

Wie holt man ihn zu sich zurück?« Ihre Frage ist hier schon ein Teil der Antwort, denn am Ende des Trauerjahres hat die Frau erinnernd ihren Mann zurückerzählt und den Gleichlauf mit dem Leben wiedererlangt. Der Mythos hat von neuem eindrucksvoll seine Geltung bekundet, denn es ist die Poesie, die letztlich den Tod überlistet und das Verlorene wiederbringt. Und die Liebe. Denn nur sie ist eine dem Tod ebenbürtige Schicksalsgröße, nur sie kann Menschen (wieder)erstehen lassen.

Anna Mitgutsch hat mit diesem Roman nicht nur eine erschütternde Totenklage, sondern zugleich eine bewegende Lebensgeschichte geschrieben. Es ist eine heutige orphische Rede, die natürlich nicht heilt, aber mit ihrer Schönheit zu trösten vermag.

Anna Mitgutsch, geb. 1948 in Oberösterreich, studierte Germanistik und Anglistik. Lehrtätigkeit an Universitäten in Israel, Korea und den USA. Ihr Romandebüt *Die Züchtigung* (1985), wurde mit dem Brüder-Grimm-Preis ausgezeichnet. Es folgten die Romane *Das andere Gesicht* (1986), *Ausgrenzung* (1989) und *In fremden Städten* (1992). Zuletzt erschienen *Haus der Kindheit* (1999) und *Familienfest* (2003) sowie die Poetikvorlesung *Erinnern und Erfinden* (1999 – Wiener Vorlesungen zur Literatur, Alte Schmiede, 1995), *Zwei Leben und ein Tag* (2007).

Günther Höfler, geb. 1957. Studium der Germanistik und Romanistik in Graz. Assistent am Institut für Germanistik Graz. Mitarbeiter am Ludwig Boltzmann-Institut für Wissenschaftsforschung Graz. Lehrtätigkeit u.a. in Dakar (Senegal), Shkoder (Albanien). Mitherausgeber der DOSSIER-Reihe über österreichische Autoren und Autorinnen des Franz Nabl-Instituts (Betreuung der Bände über Elfriede Jelinek, Albert Drach, Peter Rosei, Josef Winkler, Hans Lebert, Michael Köhlmeier). Aufsätze zu Judentum und Literatur, 1. Weltkrieg und literarischer Technikerfahrung, Erzählformen, Gegenwartsliteratur.



mit der gesammelten Kraft meines Denkens daran hindern, ins Ungreifbare zu versinken



poeSieben. die Seite mit Dichtung, Tipps und Schwärmerei

von **Markus Köhle**



Markus Köhle, Foto: Konflozius

pekelwater/saumure

im schatten junger mädchenblüte gräbt der moormaulwurf
im dunkel seine gänge immer noch
aus wasser strömt sein licht
sein liquid crystal display steht im strom

in dem das haus auch steht aus dem die sonne steigt
in dem mal wieder über bieren sitzen
der analogkarpfen und seine katze die digitale täuscherin
ich will nicht baldrian fürs volk
basilikum für alle fürs carpaccio fordre ich
arbeit muss sich lohnen sagt sie und mit lohnen meinen sie nur geld
sklavenarbeit die auf der subjektiven seite als freizeit
wahrgenommen wird
ist immer besser noch als lohnarbeit es ist schon
seltsam wie wir beide auf dem teppichboden sitzen
i'm so busy waiting meint der karpfen i don't relate to it die katze

im zeitverschwendung und unter wellen denkt ein anderes
der grauen tiere
ich mach das dienstlich statt beruflich
der grund dafür ist salden
und ich kann eigentlich nur flanieren
das müsste euch doch grund genug sein
um mir zum leben geld zu geben und zum graben
ihr habt die welt doch nur verschieden interpretiert
my share of hass auf lohnarbeit das reicht doch für ein leben
oder drei

die apokalypse erreicht wirsing
dass menschen so gemacht sind sagt die katze dass sie
teile von sich füße etwa nicht genießen
und doch ist ihr geschmack ein teil von ihnen
so wie einkaufsfrauen die durchwühlen die schnäppchenstände
wie djs oder wie ein pekelwater

MARTIN FRITZ

*Ja, steh zu deinen Füßen, kultivier dir deine Eigenheit und wisse, wo der Saubartl gedeiht!
Lot dich ruhig aus, verstrick dich in Seitensträngen, die dem subjektiven Mainstream Platting bleiben. Analoges Bierbedarf und digitale Bildschirmströme sind allgemein verträglicher als Opium und Baldrian fürs Volk. Vermeintlich deviante Lebensgründe zum Flanieren sind vertretbarer als Trampelpfade.
Poesie ist ein Staffellauf und der Sprachstab wird beständig weiter gereicht.
Poesie ist kein Zuchtkarpfenteich – Poesie ist immer im Fluss.*

Martin Fritz (*1982) erhielt jüngst den Rauriser Förderungspreis 2010, 2009 hat er den Fm4-Wortlaut-Literaturwettbewerb gewonnen, 2008 war er Finalist des 16. Open Mike der Literaturwerkstatt Berlin. Martin Fritz ist Teil der Innsbrucker Lesebühne *Text ohne Reiter* (T.O.R.), regelmäßiger Poetry Slam-Teilnehmer, daneben bastelt er an einer Dissertation zu Popkultur und Web2.0 und ist Ausschussmitglied der *südtiroler hochschülerInnenschaft* Innsbruck. 1970 war **Norbert C. Kaser** (1947–1978) »Verbindungsmann« der Südtiroler Hochschüler in Wien. 1969 entstand die Gedichtsammlung *aquarium*, aus der auch folgendes Gedicht stammt:

bin ich betrunken
hoere ich die gruenroten
geschmaecker der pferdehufe
lackiert als finsteres
summen

N. C. KASER: Elementar. Ein Leben in Texten und Briefen, Haymon 2007, Seite 20.

Ja, Poesie ist auch ein Rausch!



Literaturprogramm der Alten Schmiede für Mai 2010

LQ - Literarisches Quartier • AS - Alte Schmiede - Werkstatt • GLZ - Galerie der Literaturzeitschriften

Programmänderungen vorbehalten

3.5.	Montag, 19.00	Meine Welt: hier war immer schon jetzt. Erzählungen von FELICITAS FERDER (Graz) • MARTIN FRITZ (Innsbruck) • SANDRA GUGIC (Wien)
AS		ROMAN MARCHEL (Wien) • Reihe Textvorstellungen : Lesungen, Diskussion Redaktion und Moderation: ANGELIKA REITZER
5.5.	Mittwoch, 19.00	NATALJA KLJUTSCHARJOWA (Moskau) ENDSTATION RUSSLAND (deutsch von Ganna-Maria Braungardt; Suhrkamp Verlag, 2010)
AS		Einleitung, zweisprachige Lesung und Gespräch mit der Autorin: GANNA-MARIA BRAUNGARDT (Berlin)
6.5.	Donnerstag, 19.00	GRUNDBÜCHER der österreichischen Literatur seit 1945 - gemeinsame Reihe mit dem Adalbert-Stifter-Institut, Linz
LQ		WOLFGANG BAUER: MAGIC AFTERNOON (UA 1968; Kiepenheuer&Witsch, 1969) • ROBERT WOELFL (Dramatiker, Wien) kommentierte Lesung* aus dem Stück, unter Mitwirkung von Thomas Baum (Dramatiker, Linz) und Babett Arens (SchauspielerIn, dzt. Wien) • MONIKA MEISTER (Universität Wien, Institut für Theater- Film- und Medienwissenschaften) Referat • Diskussion; Redaktion und Moderation: KLAUS KASTBERGER (4.5., 19.30, Linz, Stifter-Haus) • * mit freundlicher Zustimmung des Thomas Sessler Verlags
7.5.	Freitag, 20.00	GERHARD RÜHM - EIN GROSSMEISTER DER SPRACH-KÜNSTE (80. Geburtstag am 12.2.2010) SPRECHKONZERT unter Mitwirkung von MONIKA LICHTENFELD , mit Uraufführung von GESPRÄCH ÜBER SCHWEIGEN UND VERJÄHRUNG (Melodram) und Chansons • Einleitungsdialo g über Gerhard Rühm: FRANZ JOSEF CZERNIN (Dichter) und BERNHARD FETZ (Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek) • Karten zu € 10,- und € 15,- ab 20.4. an allen Bundestheaterkassen oder im Bestellbüro, Tel. 51444-4145
Akademietheater III., Lisztstr. 1		Eine Zusammenarbeit des Burgtheaters mit der Alten Schmiede
10.5.	Montag, 19.00	ERWIN EINZINGER (Micheldorf, O.Ö) Soll und Haben des zivilen und literarischen Lebens im Jahr 2010 . Ein zweifacher Bericht • GERHILD STEINBUCH (Berlin)
AS		Beitrag zum Essay in Fortsetzungen - im Rahmen von DOPPELTE BUCHFÜHRUNG. Leben und Schreiben in Zeiten der Konkurrenzgesellschaft - XIII. AUTORENLABOR (Projekt Stadtinstitut für Literarische Forschungen) der Alten Schmiede (2009/10) • Konzept und Durchführung: MARTIN PRINZ • 12. Abend des Projektes
11.5.	Dienstag, 19.00	VISUELL VIRTUELL PARALLEL. SchriftstellerInnen fotografieren • in Korrespondenz zur Ausstellung im Schloss Wolkersdorf (8.-31.5.)
Galerie wechselstrom XVI., Grundsteing 44		PETRA CORONATO (Berlin) liest Mein geistiges Eigentum (I) und zeigt Berlin Dioramen • LIESL UJVARY (Wien) liest pflanzen chemie. text zur introspektion • CHRISTIANE ZINTZEN (Wien) liest In der Falle: Leib und Bau und zeigt Stadtbilder Wien • Einleitend spricht MARTIN BREINDL (Kurator Foto Fluss)
		In Zusammenarbeit mit FLUSS - NÖ Initiative für Foto- und Medienkunst
12.5.	Mittwoch, 19.30	ERNST-JANDL-DOZENTUR für POETIK • ein Gemeinschaftsprojekt von Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur , Institut für Germanistik der Universität Wien , Gesellschaft zur Erforschung von Grundlagen der Literatur und Alte Schmiede ;
Universität, HS 32 1.Stock, Stiege 9 I., Dr. Karl L.-Ring 1		ALEXANDER NITZBERG (Düsseldorf) zwei Vorlesungen zum Thema MNEMOSYNE und MNEMOTECHNIK 1. Vorlesung
		Moderation: THOMAS EDER (Universität Wien)
13.5.	Donnerstag, 20.00	SILBENTANZEN UND WORTEKLAUBEN IN SOHOTTAKRING .
Café C. I.; XVI., Yppenplatz/ Payerg. 14		Lesungen von REINHOLD AUMAIER (Wien) KOSMISCHER KAUF . 60 poems & drawings (Arovell Verlag, 2010)
		BERNHARD SAUPE (Wien) VIERSÄFTELEHRE . Gedichte* (Klever Verlag, 2010) • Buchdebut
17.5.	Montag, 19.00	JÍŘÍ KRATOCHVIL* (Moravský Krumlov) zweisprachige Lesung aus DAS VERSPRECHEN DES ARCHITEKTEN . Roman (übersetzt von Christa Rothmeier und Julia Hansen-Löve, braumüller literaturverlag, 2010) / Slib. Rekvie na padesátá léta - Das Versprechen. Requiem auf die Fünfzigerjahre ; Druhé město 2009
LQ		Einleitung, Lesung der Übersetzung und Gespräch mit dem Autor: CHRISTA ROTHMEIER und JULIA HANSEN-LÖVE
		* unterstützt durch das Tschechische Zentrum Wien , in Zusammenarbeit mit dem braumüller literaturverlag
19.5.	Mittwoch, 19.00	BJARTE BREITEIG* (Oslo) VON NUN AN . Erzählungen (deutsch von Bernhard Strobel; Luftschacht Verlag)
LQ		Einleitung und zweisprachige Lesung mit dem Autor: BERNHARD STROBEL • BERNHARD STROBEL (Wien) liest aus seinem Erzählungsband NICHTS, NICHTS (Literaturverlag Droschl)
		* unterstützt durch die Königliche Norwegische Botschaft in Wien, in Zusammenarbeit mit dem Luftschacht Verlag
20.5.	Donnerstag, 18.30	Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte : Vortrags- und Diskussionsabend - Stadtinstitut für Literarische Forschungen der Alten Schmiede
LQ		MANFRED CHOBOT (Wien) Lesung aus Blinder Passagier nach Petersburg . Essays und Interviews (edition ex liszt, 2009)
		Einleitung und Gespräch mit dem Autor: MARTIN KUBACZEK
	20.00	HAZEL ROSENSTRAUCH (Berlin) Lesung aus Wahlverwandt und ebenbürtig . Caroline und Wilhelm von Humboldt (Die Andere Bibliothek, 2009)
	LQ	Einleitung und Gespräch mit der Autorin: ALEXANDRA MILLNER
26.5.	Mittwoch, 19.00	FRIEDRICH ACHLEITNER (Wien; *23.5.1930) ARCHITEKTUR UND DICHTUNG . Ein Portrait und ein Fest • Eine Veranstaltung des Architekturzentrums Wien
Architekturzentrum Wien VII., Museumsplatz 1 Museumsquartier		In Zusammenarbeit mit dem Paul Zsolnay Verlag und dem Literarischen Quartier der Alten Schmiede
		FERDINAND SCHMATZ und HERBERT J. WIMMER : Gute Unterhaltung zu Friedrich Achleitner • Podiumsgespräch zum Thema Von der Unmöglichkeit, über Architektur zu schreiben mit WINFRIED NERDINGER (Architekturmuseum München), VLADIMÍR ŠLAPETA (Architekt), FRIEDRICH ACHLEITNER (Architekturpublizist), MARTIN STEINMANN (Architekt);
		Moderation: Franziska Leeb (Architekturpublizistin) • KLAUS KASTBERGER (Universität Wien, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek) Laudatio • Torte und Musik
27.5.	Donnerstag, 19.00	Erzählmuster: Auf Touren in Fakt und Fiktion Petra Meßner und Kurt Neumann leiten einen Leseabend mit
AS		ASLAN ELMURSAEV (Wien) Grosny - Europa . Reisenotizen • ULRIKE ULRICH (Zürich)* fern bleiben . Roman (Luftschacht, 2010)
Pause, anschließend		BIRGIT SCHWANER (Wien) Held. Lady. Mops . Prosa (Klever, 2010) • ANDREA GRILL (Wien) Das Schöne und das Notwendige (O. Müller, 2010)
		* mit freundlicher Unterstützung durch Pro Helvetia, Schweizer Kulturstiftung
31.5.	Montag, 16.30	LITERATUR STUDIEREN UND ERLEBEN - gemeinsam mit dem Institut für Germanistik der Universität Wien :
AS		MICHAEL ROHRWASSER - ANNEGRET PELZ : Seminar im Sommersemester 2010 zum Thema Erzählrahmen
		DORON RABINOVICI (Wien) liest Chassidim im Tuktuk ; Gespräch mit Lehrenden und Studierenden
19.00		50 Jahre am Buch: Jubiläumsbibliothek für BRIGITTE SALANDA vulgo HERRMANN
LQ / GLZ		Einräumung einer temporären Jubiläumsbibliothek durch Buch-Gesprächspartner der gemeinsamen Buchhändlerin, mit Stephan Eibel Erberg , Sigrid Hauser , Margret Kreidl , Albert Müller , Jürgen Pelikan , Doron Rabinovici , Klaus Ratschiller , Christian Reder , Bettina Reiter , Margot Scherl , Paul Stein , Ernst Strouhal , Armin Thurnher , Herbert J. Wimmer , Alfred Zellinger • Begrüßung: Kurt Neumann • Einrichtung und Moderation: LUCAS CEJPEK , im Gespräch mit Brigitte Salanda

schweizer kulturstiftung
prohelvetia

Alte Schmiede Literarisches Quartier, Schönlaterngasse 9, 1010 Wien, Österreich, (0043-1) 512 44 46, www.alte-schmiede.at

Freier Eintritt bei allen Veranstaltungen in der Alten Schmiede

Impressum: Der Hammer - Die Zeitung der Alten Schmiede, Ausgabe 43/2010 | Redaktion: Walter Famlar, Kurt Neumann, Petra Meßner, Paul Dvořák | Fotos: Jung und Jung Verlag - Martin Purkhart, Luchterhand Literaturverlag - Peter von Felbert, Alexandra Millner, Paul Jandl, Günther A. Höfler, Monika Wulff, Konflozius | Koordination: Marianne Schwach | Alle: 1010 Wien, Schönlaterngasse 9; Telefon (0043-1) 512 83 29; Fax (0043-1) 513 19 629; e-mail: marianne.schwach@alte-schmiede.at | Der Hammer 43 erscheint in einer Auflage von 32 000 Exemplaren als Beilage zum Augustin, Nummer 274, Mai 2010 | Grafische Gestaltung: fuhrer

